

## Zu Hugo Schuchardts 85. Geburtstag.

II. St. Am 4. Februar beging Hugo Schuchardt seinen 85. Geburtstag. Sein Werk ist eines der reichsten, die die Sprachwissenschaft besitzt. In ständiger Entwicklung begriffen, immer neue Gebiete umfassend, oft in veränderten Kanälen weiterfließend, nie abreißend, kann es erst jetzt als ein Ganzes gesehen werden. Wie der romanischen, gehört es der Sprachwissenschaft im weitesten Sinne an. Der Zwanzigjährige, Schüler Diezens und vor allem Schleichers und Nitschls, schlägt im „Vokalismus des Vulgärlateins“ (1864—1866) die Brücke von der klassischen zur romanischen Philologie und schafft die Grundlage für alle spätere Forschung auf diesem Gebiet. Er ist fortan auf Grenzpfaden gewandelt. Den rumäno-albanischen und keltischen Studien folgen die kreolischen: Bausteine zu einem Werk über die außereuropäische Romania, haben sie reichstes Material herbeigeschafft, Probleme gestellt und gelöst. Zugleich untersucht er die Sprachkreuzungen auf dem Boden der österreichisch-ungarischen Monarchie und beschäftigt sich mit dem Magyarischen. Seit dem Anfang der 1890er Jahre hat sich Schuchardt, ohne je sein altes Gebiet aufzugeben, immer stärker dem Baskischen zugewandt und forschend, kämpfend, herausgebend die Wissenschaft von dieser Sprache mitbegründet (vor allem „Baskisch und Romanisch“ 1906 und „Die iberische Destination“ 1907). Er greift noch weiter aus: an seine kaukasischen Studien schließen sich, mit den baskischen zusammenhängend, die berberischen und mittelafrikanischen des Siebzigjährigen. Fast alle stehen sie in steter, bald looserer, bald enger Beziehung zur Romania.

Schuchardt hat der Sprachwissenschaft Gebiete erobert, er hat ihre Methoden umgebildet, ihre Probleme vertieft. Hatte ihn im „Vokalismus des Vulgärlateins“ das „Werden der Sprache“ beschäftigt, so schreitet er nun nach allen Seiten über Diez hinaus. Von der gesprochenen Sprache ausgehend, fordert er — zugleich mit Ascotti und

Der japa — Wissenschaftliche Darstellung der Laut- und der Mundarten. Er stellt in der „Klassifikation der romanischen Mundarten“ (1870) die Frage nach den Sprachgrenzen und leugnet diese Grenzen, da er vorwiegend Uebergänge — zeitliche Entwicklung, räumliche Abänderung — sieht. Er bekämpft die mechanistische Einseitigkeit des Junggrammatischen Dogmas in der berühmten Schrift „Ueber die Lautgesetze“ (1885). Die Verührungen der romanischen Sprachen mit fremden und die sprachlichen und nationalen Verhältnisse, die er in Oesterreich kennen lernt, führen ihn an das Problem der Sprachmischung heran („Slavo-deutsches und Slavo-italienisches“ 1884), Entstehung und Struktur der kreolischen Mundarten, die ihm zuerst als Mischsprachen erscheinen, in denen er dann ein primitives Sprachstudium erkennt, an die Idee der Weltsprache („Auf Anlaß des Volapüts“ 1887, „Weltsprache und Weltsprachen“ 1894). Die Etymologie, auf Wortbedeutung und Wortmischung gegründet, wird zur Individualgeschichte des Wortes („Romanische Etymologien I., II.“, 1897, 1899), diese, von der Sachforschung nicht zu trennen, zur Kultur- und Begriffsgeschichte („An Adolf Mussafia“, 1905), so schließlich die Bedeutungs- zur Bezeichnungslehre: Das Wörterbuch ist identisch mit der Grammatik. Wie früher die Anschauungen von Sprachgrenzen und Lautgesetzen, lösen sich ihm nun die grammatischen und syntaktischen Kategorien auf („Sprachursprung“ 1918—1921. „Possessivisch und passivisch“ 1921).

Die Einheit dieses Werkes wird deutlich an Schuchardts Sprachphilosophie. Nicht von der Philosophie, sondern von der Sprachwissenschaft ausgehend, ist sie der Kern des Ganzen. In den „Vokalismus des Vulgärlateins“ hat er manches von Schleicher übernommen. In der „Klassifikation der romanischen Mundarten“ ist er ganz selbständig. Die Sprache ist eine Betätigung, eine Funktion, kein Organismus. Damit ist in der Frage der Sprachverwandtschaft gegen die Stammbaumtheorie entschieden. Die Aenderung in Raum und Zeit ist von Mischung durchsetzt, die allen Wandel verursacht. So ist die einzelne Sprache ein anderer Arbeitschleier als die des Gebrauchs.

eine Einheit, ein Kontinuum, unendlich abgestuft, in dem der Begriff der Entlehnung zurücktritt vor dem der elementaren Verwandtschaft. Aus der Entwicklung läßt sich die Entstehung erschließen. Hier ergibt sich die Priorität des Verbalbegriffs und des eingliedrigen Satzes. Es gibt nur eine allgemeine Sprachwissenschaft. Die Sprache steht in Zusammenhang und Wechselwirkung mit allem Erleben der Menschheit.

Schuchardt hat, im Gefühl von der Einheit der Wissenschaft, „das Hineintragen naturwissenschaftlicher Anschauungen und Verfahrensweisen in die Sprachwissenschaft“ bekämpft. Sein Blick für das Lebendige und Vielfältige, im Goetheschen Sinne Organisch-Abgestufte und sich Entwickelnde, für das Sich-Kreuzen der Ursachen, Erscheinungen, Probleme, sein Ablehnen willkürlicher und dogmatischer Erklärung haben ihn nicht ins Relativistische geführt, sondern zu einer umfassenden Anschauung des sprachlichen Geschehens und zu einer tiefsinnigen Auffassung der Sprachmischung. Er hat sie in den Arbeiten über eines halben Jahrhunderts dargestellt, bis zu den jüngsten, großartig zusammenfassenden Schriften („Sprachverwandtschaft“, „Sprachursprung“, „Der Individualismus in der Sprachforschung“ 1917—1926).

Schuchardt will erkennen und wirken. Er will die Schäden und Unklarheiten in der Sprache beseitigen. Als Sprachpolitiker untersucht er an Beispielen aus dem alten Oesterreich-Ungarn und an weltsprachlichen Bestrebungen, inwieweit die Sprache, die die Nationen trennt, zu ihrer Verständigung dienen könnte. Er hat über dem Recht der Nationen nie das der Menschheit vergessen.

Seine Schriften, inhaltlich so vielgestaltig, reichen von der eindringendsten Untersuchung bis zur freiesten Ueberschau. Sie umfassen die monumentale Kompilation, den Essay („Romanisches und Aeltisches“ 1886), die Miscelle, die breitausladende Festschrift (für Witte: „Nitorneß und Terzine“ 1874; Millosich; Muffajia), die Rezension, inner- und außerhalb dieser die Polemik, in der sein Werk sich immer mehr entfaltet hat (gegen Paul für die

maß für die begriffliche der Wortgeschichte, gegen Vinson in der Frage der baselischen Verba, gegen Meillet in der der Sprachverwandtschaft). Ihr Reiz ist, daß sie voll von Leben, vibrierend, leidenschaftlich, zugleich von ritterlicher Gerechtigkeit und innerem Maß sind. Ganz unabhängig und unschematisch, oft kurz und konzentriert, sind diese Arbeiten andeutend und Richtungweisend, nicht lehrhaft und systematisch. Dem Blick fürs Komplexere entspricht die Dichttheit ihres Gewebes. Erörterungen schlingen sich durch Reihen von kritischen, polemischen, darstellenden Arbeiten. Scheinbar unübersichtlich, kreist dieses Werk um die zentralen Fragen der Sprachwissenschaft und muß in seinen Zusammenhängen als Ganzes gesehen werden.

Durchaus persönlich, wie die Anlage der Schriften, ist ihr Stil. Er ist anmutig und kräftig, von reinem Kontur, eigenem Tempo und eigener Bildhaftigkeit.

Daß in Schuchardts Arbeiten gesammelte Wissen ist ein ungeheures; aber das Methodische, die Frage nach Kriterien, die Lösung transzendenter Probleme steht ihm zuhöchst. Er hat immer nach dem Schwierigsten gegriffen, ist immer weiter geschritten. Kaum ein anderer ist so weit und tief gedrungen. Sein Weg führt auf Grenzklüften, zu hohen Warten, Ausblicke gewährend, den andern oft fern. Von da aus sieht er Zusammenhänge, Einheit und in ihr dauernde Veränderung. So steht er am Anfang eines Jahrhunderts, wie Wilhelm von Humboldt an dem des vorigen und der Sprachwissenschaft. Einsam arbeitend, weit voraus, hat er Anregungen für Jahrzehnte gegeben, uns noch vor wenigen Monaten neue und frische Gaben gereicht. Seine Weltgeltung steht längst fest, aber erst seit den neueren Schweizer Romanisten hat die Forschung seine Gedanken erkannt und in steigendem Maße aufgearbeitet. So dürfen gerade wir seiner heute in herzlichster Verehrung gedenken.